



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

MAJA ILISCH

Das
GEFÄLSCHTE
SIEGEL

DIE NERAVAL-SAGE

1

KLETT-COTTA

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Buch wurde vermittelt von der Literaturagentur
erzähl:perspektive, München (www.erzaehlperspektive.de)

Printed in Germany

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

unter Verwendung einer Illustration von © Max Meinzold

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-608-96030-3

Für Monica
Wir sind M
M wie immer

Ay, there's the rub;
For in that sleep of death what dreams may come
When we have shuffled off this mortal coil,
Must give us pause.

Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir die irdische Verstrickung lösen,
Das zwingt uns stillzustehn.

William Shakespeare: Hamlet
Deutsche Übersetzung von A. W. v. Schlegel

PROLOG

Tausend Jahre, und niemand hatte die Schriftrolle auch nur angerührt. Sie lag auf ihrem steinernen Podest wie am ersten Tag, als wäre alle Zeit nur Einbildung, und nicht einmal Staub wollte sich auf ihr niederlassen. Sie beherrschte den Raum, und nichts beherrschte sie. Vielleicht wusste sie, wie bedeutsam sie war. Und vielleicht wusste es auch der, der in ihr saß, für alle Zeit gezwungen, gebannt, gesiegelt. Es gab genug Gründe, die Schriftrolle zu fürchten. Und selbst Staub, Zeit und Zerfall hielten sich daran.

Nur den kleinen Jungen schien nichts davon zu stören. Seine Füße hüpfen ein Muster in die Treppenstufen, die leichten Sandalen klapperten, und das Echo des Gewölbes warf ihren Klang hin und her und zu ihm zurück. Tief unter der Erde gab es nur selten etwas zu tun für das Echo. Hier war es still wie in einem Grab, oder stiller, denn die Toten schliefen nur. Doch es gab diese Treppe, und ebenso selten, wie jemand sie hinaufstieg in die Welt des Lichtes und der Farben, kam es vor, dass jemand sie hinunterstieg, oder, noch seltener, hinunterhüpfte.

Der Junge war zu klein für Vorsicht, zu dumm oder zu mutig. Es machte ihm nichts, dass die Stufen so alt und krumm waren wie die Gruft selbst, dass die Zeit, die von der Schriftrolle ab-

perlte wie Wasser von einem Blütenblatt, ihren Zahn umso mehr an ihnen ausgelassen hatte. Ausgetreten waren sie aus jenen Tagen, als es noch ein reges Kommen und Gehen gab –, lange vergangene, lange vergessene Zeiten, älter, als sich auch nur die Schriftrolle erinnern konnte – von Füßen, die nicht zu Menschen gehörten. Sie führten in das Reich des Steins, die Welt der Steinernen Wächter, deren Heimat dort unten lag und ihr ganzes Leben, wenn es noch ein Leben war: kein Sinn, kein Zweck, keine andere Aufgabe, als die Schriftrolle zu beschützen vor der Welt, und die Welt vor der Schriftrolle.

In den Ecken der Halle standen sie, auf den ersten Blick reglos wie alte Statuen und doch wachsam durch und durch. Sie schienen aus einer Welt zu stammen, die so lange vorbei war wie alles andere dort unten, mit schweren, grauen Rüstungen, ihre Schwerter mit langen, breiten Klingen – selbst wenn noch Regung in ihnen war, strahlten sie eine altertümliche Schwerfälligkeit aus, die keinem modernen Rapier gewachsen sein konnte, keinem Paar tänzelnder Stiefel und erst recht nicht den hüpfenden Füßen eines kleinen Jungen, der mehr Leben in sich hatte als sie alle zusammen.

Und doch – noch ehe der Junge die unterste Stufe erreicht hatte, versperrten zwei der Wächter ihm unten seinen Weg, Schulter an Schulter, die Klingen gekreuzt, nicht bereit, ihn durchzulassen, und wo ihre Unbeweglichkeit eben noch als ihr Nachteil erschienen war, so war sie jetzt ihr höchstes Gut.

Die Sandalen verstummten, als der Junge stehen blieb, nicht in sicherem Abstand, sondern so nah bei den Schwertern, dass sein warmer Atem sich auf ihren Klingen niederließ wie sachter Nebel. Die Wächter rührten sich nicht. Sie wollten den Jungen nicht verletzen. Sie wussten, wer er war. Sie konnten ihn nur nicht passieren lassen.

Der Junge blickte von einem zum anderen, dann lächelte er, und seine großen dunklen Augen, die ihm mit ihren langen Wimpern

fast etwas Mädchenhaftes gaben, wurden dabei noch größer. »Ich will doch nur schauen«, sagte er leise. »Ich tu ja nichts.« Seine Stimme war zu sanft, um vom Echo aufgegriffen zu werden. Er stand still, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und wartete ab. Die Treppe wieder hochzusteigen, und sei es nur für eine Stufe – diese Niederlage würde er nicht akzeptieren. Nur stehen, und warten, und die Steinernen anlächeln, bis sie sich seiner erbarmten.

»Dann schau von hier aus«, sagte der eine Wächter. »Es gibt nicht viel zu sehen, und alles, was da ist, siehst du von hier ebenso gut.« Seine Stimme kam langsam, fast schwerfällig, aber jedes Wort hatte Gewicht, als wäre es in Stein gemeißelt, und so wenig Widerspruch duldete es auch.

Der Junge blickte an ihm hinauf und wieder hinunter. Die Fackeln an der Wand malten ihm den Schatten einer weitaus größeren Gestalt, fast bis ans obere Ende der Treppe, aber er war und blieb nur ein Junge von acht Jahren, so wie ihn acht weitere Jahre von seinem nächstälteren Bruder trennten. »Seid ihr wirklich aus Stein?«, fragte er mit ungläubigem Staunen, dass sich die Gesichter der beiden Männer doch zu einem seltenen Lächeln verzogen, mehr in den Augen denn in den Lippen, und den Weg frei gaben sie ihm immer noch nicht.

»Sehen wir so aus?«, fragte der jüngere der beiden Wächter – jünger, aber nicht mehr ganz jung, niemand wurde ein Steinerne Wächter, der noch feucht hinter den Ohren war oder unerfahren. Jünger, aber alt genug, um zu akzeptieren, dass sein Reich tief unter der Erde lag, dass die Treppe nach oben nur für andere bestimmt war, dass sein Tag daraus bestehen sollte, eine alte Schriftrolle zu bewachen, und seine Nächte auch, Tage und Nächte, in denen niemals etwas geschehen wollte und von denen doch das Schicksal des ganzen Landes abhing, wenn nicht der ganzen Welt.

Aber auch die Augen des Jungen waren scharf. »Du nicht«,

sagte er. »Du bist noch nicht so grau wie die anderen.« Und so war es auch. Mit den Jahren wurden die Steinernen Wächter fahl, nicht von der Nähe des Steins, sondern von der Ferne der Sonne, die sie irgendwann vergessen ließ, dass sie doch eigentlich Menschen waren. Schlafen mussten sie und essen wie alle anderen, aber wenn sie wachten, fühlten sie keinen Hunger und keine Müdigkeit, die Füße wurden ihnen nicht weh, und wie lang sie auch auf den Beinen sein mochten, sie konnten stehen wie festgewachsen, als wären sie wirklich Steine. Herren kamen und gingen, Herren der Burg wie Herren der Welt, die Steine hatten Bestand und die Steinernen mit ihnen.

»Das wird noch«, sagte der Wächter. »Und du, du wirst auch noch ganz grau, wenn du jetzt nicht wieder brav nach oben gehst und mit deinen Brüdern spielst.« Sein Nebenmann warf ihm einen Blick zu, nur kurz, nur aus den Augenwinkeln: Kein Grund, so viele Worte zu verlieren.

Der Junge machte ein unglückliches Gesicht. »Darum bin ich ja hier«, sagte er, und ohne dass seine Stimme, immer noch leise, zitterte. »Sie wollen ja nicht mit mir spielen – sie sagen, ich bin zu klein, zu dumm und zu feige. Sie sagen, ich traue mich nicht hier runter. Aber ich habe keine Angst. Nicht mal vor euren Schwertern.«

Der Wächter verzog keine Miene. »Wir sind es auch nicht, die du fürchten musst.«

Der Junge nickte, kaute auf seiner Unterlippe, und dann fragte er geradeheraus: »Hast du auch einen Namen?«

Das kam so unerwartet, dass der Wächter lächeln musste. Sein Mund war nicht mehr daran gewöhnt, doch er wusste noch, wie es ging. »Lorcan heiße ich«, sagte er. Er hörte seinen Namen nur noch selten, und noch seltener sprach er ihn selbst aus. Ein Steinerne Wächter zu sein war wichtiger, als einen Namen zu haben.

»Lorcan«, sagte der Junge und ließ das Wort über seine Zunge

wandern, dass es fast als etwas Schönes wieder herauskam. »Ich bin Tymur Damarel. Du weißt, wer das ist?« Seinen eigenen Namen sprach der Junge aus wie ein fernes, fremdes Ding. So ein großer Name für so einen kleinen Jungen. Verstand er wirklich, was es hieß, Damars Erbe zu sein?

»Du wirst schon mit ihm fertig«, sagte der andere Wächter, mit seinem Blick mehr als seiner Stimme. Dann trat er zurück auf seinen Posten.

Lorcan nickte und starrte geradeaus, ohne den Jungen anzusehen. Tymur machte keine Anstalten, an ihm vorbeischlüpfen zu wollen, aber ebenso wenig schien er interessiert, die Treppen wieder hinaufzusteigen. Und wo ihm die Geduld eines Steinernen Wächters fehlte, wartete er umso offensichtlicher auf eine Antwort.

»Ich weiß«, sagte Lorcan endlich. »Das ist ein Junge, der hier unten nichts verloren hat.«

Tymur Damarel schüttelte den Kopf. »Ich bin der Jüngste meines Hauses«, sagte er mit leisem Ernst. »Das heißt, ich bin am Ende der Letzte, der noch lebt. Dann ist es meine Aufgabe, das alles hier zu hüten.« Der Junge machte keine Witze, und er übertrieb nicht – er glaubte jedes einzelne seiner Worte. »Und das kann schon so bald passieren, nächste Woche vielleicht, und dann bin ich ganz alleine ...«

»Du bist nicht allein«, unterbrach ihn Lorcan. Und wenn das ganze Haus Damarel aussterben sollte, am Ende blieben immer noch die Steinernen Wächter übrig.

»Aber ich habe die ... die Rolle noch nie gesehen«, flüsterte Tymur und konnte unter dem lippenzitternden Trotz die Neugier doch nicht verbergen. »Noch nicht richtig«, setzte er schnell hinterher, bevor Lorcan ihn darauf hinweisen konnte, dass er die Schriftrolle auch von der Treppe aus sehen konnte. Sonst gab es hier unten nichts Interessantes. Fast nichts.

»Siehst du dieses Muster da im Boden?«, fragte Lorcan, um die Aufmerksamkeit des Jungen an eine andere Stelle zu lenken. »Wie ein Stern mit neun Zacken?« Mitten im Raum und so groß, dass er fast an die Wände stieß, konnte man nicht mehr viel von dem seltsam unregelmäßigen Stern erkennen. Zu viele Füße waren nicht erst in den letzten tausend Jahre darüber gelaufen, bis das Muster, keine Malerei und auch kein Mosaik, sich immer weiter in den Boden zurückgezogen hatte, doch es war immer noch da und würde es wohl auch immer sein, solange niemand wusste, woher es kam und woraus es gemacht war.

Tymur nickte, ohne hinzusehen. »Ja, ich weiß.« Er verdrehte die Augen, so dass sein Gesicht noch puppenhafter wurde. Unter der kurzen Tunika zog sich Gänsehaut über die Beine des Jungen. Draußen musste es Sommer sein, aber in der Krypta war nicht viel davon zu merken. »Hier ist er gestorben, genau in der Mitte des Sterns. Dann haben sie ihm die Haut abgezogen, abgeschabt, gerbt und Pergament daraus gemacht. Sie haben sein Blut genommen und damit die Runen geschrieben, dass er nicht mehr ins Leben zurückkehren kann. Dann haben sie die Rolle versiegelt. Weiß ich alles. Aber was hilft mir das, wenn ich sie noch nicht einmal sehen darf?« Die Pupillen füllten fast das ganze Auge aus, als der Junge flüsternd hinzufügte: »Oder muss ich weiter davon träumen? Das sind keine schönen Träume ...«

Lorcan seufzte. Es war einfacher, dem Kind seinen Wunsch zu erfüllen und ihm einen Blick zu gönnen, aus sicherem Abstand, als dass Tymur jeden Tag wiederkommen würde mit immer flehentlicheren Blicken ... »Also gut«, sagte er und wusste, dass er Ärger riskierte. Die Steinernen Wächter mussten immun sein gegen die Kunst der Verführung, gegen jeden, der versuchte, sich ins Gewölbe zu schleichen, um sich der Schriftrolle zu bemächtigen. Vier Steinernen standen gerade Wache, und drei von ihnen waren der Ansicht, dass der vierte sich gerade zum Narren machte.

Doch auch wenn die Blicke, die sie einander zuwarfen, viel von dem verrieten, was sie über ihren jüngsten Gefährten dachten, ließen sie alle Lorcan gewähren, vielleicht froh, dass er sich des kleinen Plagegeistes angenommen hatte und sie selbst es nicht mussten. Sie alle wussten, man musste trennen können zwischen einem Verschwörer, der auf Übles aus war und den lang besieigten Feind wieder freisetzen wollte, und einem kleinen Jungen, der zu viele Schauergeschichten gehört hatte und sie alle glauben musste, weil sein Erbe ihm keine andere Wahl ließ. »Komm näher.« Lorcan ließ das Schwert sinken. »Und mach alles genau so, wie ich es dir sage.«

»Danke!«, flüsterte Tymur. Er hüpfte von der letzten Stufe wie ein junges Kätzchen, und wie eine Katze ignorierte er die übrigen Steinernen Wächter so nachdrücklich, als wären Lorcan und er die letzten Menschen auf der Welt. Vielleicht glaubte er, dass sie ihn nicht weiter beachteten, wenn er das Gleiche mit ihnen tat. Er ging auf Zehenspitzen, als er den Stern im Boden betrat, so vorsichtig, als wäre es dünnes Eis, und blieb dicht an Lorcans Seite, als der ihn zu dem steinernen Podest führte. Aber mit jedem Schritt wurde sein Gesicht länger. »Das ist ja so hoch«, sagte er. »Da kann ich ja gar nichts richtig sehen.«

»Möchtest du, dass ich dich hochhebe?«, fragte Lorcan freundlich. Das sollte ihnen beiden nutzen: Wenn er den Jungen festhielt, konnte der auch keinen plötzlichen Unsinn anstellen. Da war es ihm egal, wie die anderen Steinernen Wächter ihre Köpfe schüttelten. Als Tymur nickte, schob Lorcan sein Schwert in die Scheide und nahm den Prinzen bei der Hüfte hoch. Tatsächlich, der Junge wog nicht viel. »Siehst du, das ist die Schriftrolle –«

Und weiter kam er nicht. Geschmeidig wie ein schlüpfriger kleiner Aal warf sich Tymur nach vorne, und im nächsten Moment war das Pergament, das seit tausend Jahren keine Hand angerührt hatte, in den Fingern eines kleinen Jungen.

ERSTES KAPITEL

Es klopfte nur ganz leise, das erschreckte Kevron fast noch mehr. Man sollte meinen, dass er inzwischen jede Art von Klopfen kannte: Da gab es Geldeintreiber, die klopfen genau zweimal, laut, und bei drei traten sie einem die Tür ein. Und andere, die machten sich nicht mal die Mühe zu klopfen und kamen direkt mit dem Stiefel zuvorderst. Und solche, die hämmerten ohne Unterlass gegen das Holz, vorzugsweise mitten in der Nacht, und das war immer noch besser, als wenn sie es vormittags versuchten ...

Aber dieses Klopfen war anders, leise, doch bestimmt, die Schläge in langen, ebenmäßigen Abständen – Kevron kannte niemanden, der so klopfte. Es passte nicht zu einem Geldeintreiber, und wer sonst sollte etwas von ihm wollen? Kundschaft? Fast hätte Kevron gelacht. Kundschaft hatte er schon lange nicht mehr. Seine Wirtin konnte es auch nicht sein, die klopfte nicht und trat ihm nicht die Tür ein, sondern gleich die Stirn mit ihrer schrillen Stimme, ›Herr Flo-re-hel! Macht schon auf, Herr Florell!‹ – und das vorzugsweise vormittags, wenn Kevron wirklich keinen Kopf hatte für Dinge wie die Miete, oder dass er versprochen hatte, zumindest den Hof zu fegen, oder dass sie kein Auge hatte zutun können, weil der Herr Florel schon wieder mitten in der Nacht so

gepoltert hatte, konnte er nicht gefälligst leise die Treppe hinunterfallen ...

Nein, so klopfte niemand, den Kevron kannte, aber wer immer es war, er hatte Ausdauer. Der Weg zur Tür war Kevron im Leben nicht so lang vorgekommen, und seine Beine waren noch zu weit davon entfernt, ihm wieder zu gehorchen. Mit jedem Schritt wuchs das Drücken in seiner Magengegend. An das Naheliegendste, dass sich da einfach jemand im Haus geirrt hatte, mochte Kevron nicht glauben. Natürlich, es gab viele dieser kleinen Wohnungen, über den Hof und eine Treppe hoch, doch an Zufälle glaubte Kevron schon lange nicht mehr. Diese fröhliche Ungeduld dort draußen konnte zu einem gedungenen Mörder gehören ...

Kevron brauchte zu lange, um zur Tür zu kommen. Ihm war schlecht, seine Beine zitterten, aber er konnte sich freuen über die Unordnung und all das Gerümpel, mit dem er zum Leidwesen seiner Wirtin seine beiden Zimmer vollgestopft hatte, so gab es immerhin etwas, woran er sich festhalten konnte. Wenn das jetzt ein Mörder war ... oder doch ein Kunde ... nicht, dass Kevron hätte arbeiten können ... Ein letztes Mal atmete er tief ein, schluckte den bitteren Saft in seinem Mund hinunter und öffnete dann endlich die Tür. Kein Mörder. Alles, nur kein Mörder ...

Zumindest war es kein Geldeintreiber. Der Mann war nicht nur kaum halb so breit wie die Kanten mit den groben Stiefeln und Fäusten, sondern vor allem zu gut gekleidet, und zu teuer. Selbst wenn das Tageslicht Kevron blendete und der schwarzgekleidete Fremde davor zu einem dunklen Schatten verschmelzen wollte, konnte kein Brummschädel der Welt Kevron sein Auge für Details nehmen. Diese silbernen Rockknöpfe mit dem eingearbeiteten Wappen waren nicht einfach geprägt, sondern von kunstreicher Hand graviert. Eine Schwalbe, umringt von fünf Sternen. Man brauchte nicht zu glauben, dass jeder Hinz und Kunz das königliche Wappen tragen durfte. Dieser Mann war ein Prinz.

Es war Kevron deutlich lieber, seinem Gast auf die Rockknöpfe zu starren als ins Gesicht, auch wenn das reine Schwarz des Stoffes, ein edles Seidenzeug mit eingewebtem floralem Muster, ihm in den Augen stach. Bei einem so hohen Gast sollte man schon aus reiner Demut den Blick senken, vor allem jedoch wollte Kevron nicht, dass sich ihre Augen begegneten. Er versuchte, seine unordentliche Stube irgendwie durch geschicktes Den-Türrahmen-Blockieren zu versperren, aber warum die Mühe? Das Problem war nicht das Zimmer, das Problem war der Mann, der es bewohnte.

Kevron fühlte, wie die dunklen Augen des Gastes ihn von oben bis unten zersägten, mit so klarem und wachem Blick, dass schon vom Angesehenwerden die Nüchternheit in Kevron hochkroch. Es waren beeindruckend schöne Augen, aber ohne Güte, und das Lächeln lag dem Prinzen vielleicht um den Mund, doch es blieb kalt.

Dann öffneten sich die Lippen und sagten mit einer Stimme, die zum Klopfen passte, leise und wohlbemessen: »Ich sehe, im Grunde Eures Herzens wisst Ihr, dass Ihr immer nur der Zweitbeste sein werdet. Und durch einen Todesfall aufsteigen war Euch zu billig, das verstehe ich, aber trotzdem, ich hätte mehr erwartet.«

Kevron zwinkerte. Er hatte mit einer Vorstellung gerechnet, mit einer Anklage oder einer Frage, aber der hochgeborene Gast übersprang gleich mehrere Schritte und traf Kevron mitten in die Magengegend, ohne auch nur einen seiner schwarzbehandschuhten Finger zu regen. »Ich habe nichts mit Euch zu schaffen.« Kevrons Lippe blieb ihm an den Zähnen kleben, ließ ihn grimassieren wie einen Jahrmarktsspieler, so dass er mit der Zunge nachhelfen musste. Fahrig griff er mit der Hand in die Haare und fand sie nicht minder klebrig, und er wünschte sich nichts dringender als ein Bad, ein Bett, oder einen Sarg.

»Sprecht nicht von Dingen, von denen Ihr nichts versteht«,

sagte der Prinz und lächelte immer noch. »Ich habe mit Euch zu schaffen, und wo es um mich geht, habt Ihr keine Wahl. Auch wenn ich lieber mit einem Besseren als Euch vorlieb nehmen würde – Eure Gilde teilte mir mit, dass er nicht mehr am Leben ist.« Er schüttelte den Kopf. »So eine Schande. Ein Messer im falschen Moment, und die Stadt hat nicht einen, sondern gleich beide besten Fälscher verloren.« Während er sprach, rückte er langsam, doch mit Nachdruck vorwärts und ließ Kevron zurückweichen, bis sie beide im Zimmer standen, und der Gast hatte die Tür hinter sich geschlossen, noch ehe er beim Wort ›Fälscher‹ angekommen war. Ein Prinz stand inmitten Kevrons Müll und Unordnung. Er verzog keine Miene, noch nicht einmal die Nase, aber dennoch ...

Kevron schüttelte den Kopf. »Wenn Ihr zu meinem Bruder wollt, kommt Ihr zu spät.« Wie lang genau? Drei Jahre, vier? Seltsam genug, dass die Gilde ihn überhaupt noch auf der Liste hatte – dass sie ihm nicht die Fingerknochen hatten brechen lassen für die Aufträge, die er hatte platzen lassen, ohne die Anzahlung wieder rausrücken zu können, war schon Wunder genug. »Und zu mir auch«, setzte er hinterher.

»Ich bestehe darauf«, sagte der Prinz fast freundlich. »Ich habe vor Eurer Gilde darauf bestanden, und ich sehe nicht ein, warum ich ausgerechnet jetzt einen Rückzieher machen sollte, nur weil Ihr Katzenkraut kaut, um überhaupt aus dem Bett zu kommen. Wenigstens verdeckt es den übrigen Gestank. Hört Ihr noch auf Kev Kaltnadel, oder wollt Ihr so tun, als hättet Ihr diesen Namen nie gehört?«

»Kev reicht aus«, hörte Kevron sich nuscheln und wusste, dass er log, Kev war so lange her, Kev und Kay, Brüder, Fälscher, Rivalen, Feinde, bis man plötzlich nichts mehr wiedergutmachen konnte ...

»Kev«, wiederholte der Prinz, und für einen Moment war aller Hohn aus seiner Stimme verschwunden. »Ich bin Tymur Damarel.

Ihr wisst, wer das ist?« Sein Lächeln hallte noch eine Weile in Kevrons Ohren nach.

Kevron nickte. Wenigstens das überrumpelte ihn nicht mehr. Der fünfte Sohn des Königs, wie alt war der? Vielleicht Anfang zwanzig, genau wusste Kevron es nicht. Als der König auf seine alten Tage noch einmal Vater wurde, waren Kaynor und Kevron irgendwo in dem Teil der Jugend, wo man auf neugeborene Prinzen herzlich wenig gab, dem einen oder anderen Mädchen nachstieg oder selbst dafür keinen Kopf hatte. Vor zehn Jahren, sogar noch vor fünf, hätte Kevron sich nicht gewundert, eines Tages einen Prinzen, wenn nicht gar den König selbst zu seinen Kunden zu zählen, so hochtrabend waren seine Pläne – jetzt war der falsche Zeitpunkt dafür, und der rechte würde auch nicht mehr kommen.

»Sehr gut«, sagte Tymur Damarel. »Das erspart mir so viele Erklärungen – nicht, dass ich mich nicht gerne reden höre, aber dafür habe ich noch genug zu sagen. Kommen wir gleich zum Geschäftlichen, dann haben wir es hinter uns. Ich habe Euch gekauft, und da Ihr nicht ganz billig wart, hoffe ich, dass Ihr mich nicht enttäuschen werdet.«

»Gekauft«, wiederholte Kevron. Sein Versuch, das Lächeln zu erwidern, missglückte. »Ich bin nicht käuflich.«

»Oh, aber Ihr habt Schulden, das kommt aufs Gleiche raus.« Jetzt klang Tymur Damarels Stimme vergnügt, nur die Augen wollten immer noch nicht so recht mitmachen. »Die Gilde gab vor, Euch nicht mehr zu kennen, doch so schnell wird man mich nicht los. ›Kay Kupferfinger hatte einen Zwillingbruder, der ihm in wenig nachstand‹, habe ich gesagt, ›und ich will wissen, wo ich ihn finden kann, sofort.‹ Man ist dort nicht gut auf Euch zu sprechen.«

»Ihr habt Euer Geld zum Fenster rausgeschmissen«, sagte Kevron. »Ist es normal, dass ein Prinz Kontakt zur Gilde pflegt?«

Auf diese Frage musste Tymur Damarel gewartet haben, denn sein Lächeln wurde zum Grinsen und ließ seine Augen einen Moment lang blitzen. »Ich bin der fünfte von fünf Söhnen«, sagte er. »Vjasam, Sandor, Antal, Davron, allesamt prachtvolle Krieger, aber Damar hatte fünf Gefährten, und darum brauchte mein Vater einen fünften Sohn – dann muss er sich wohl auch für mich eine Verwendung überlegen. Mit Waffen kann ich wenig anfangen, und als Magier will er mich nicht riskieren – zu gefährlich, wenn nicht für ihn, dann für meine Brüder. Arbeiten tu ich nicht gern, das haben wir zwei gemeinsam, und da ich gut bin mit Wörtern, sogar mit Worten, bin ich der geborene Diplomat. Und so bewege ich mich nun in allen Kreisen und Schichten, und natürlich gehört dazu auch Eure Gilde. Ihr zahlt Euren Anteil an die Gilde, zumindest in der Theorie – die Gilde zahlt ihren Anteil an den Hof. Dafür verzichten wir in dem einen oder anderen Fall auf den Galgen, eine sinnvolle Abmachung, wie ich finde.«

Während er sprach, wanderten seine Augen schamlos durch Kevrons Quartier, hielten kurz inne an umherliegenden Wäschestücken, oder leeren Flaschen, die Kevron sich wegzuzwerfen geschworen hatte, statt sie wieder neu auffüllen zu lassen, und blieben endlich am Tisch unter dem Fenster hängen – dort verstaubten, zwischen Müll, Papieren und fliegenumschwirrtten Essensresten, angefangene Arbeiten, an deren Auftraggeber sich Kevron kaum noch erinnern konnte.

»Dann geht zur Gilde und fragt sie, wen die sonst noch haben«, sagte Kevron dumpf. »Wie gesagt, ich werde Euch keine Freude machen.«

»Es geht nicht um Freude«, antwortete Tymur Damarel leise. »Und nicht darum, was Ihr wollt. Ihr werdet gleich mitkommen, ohne Fragen zu stellen, und mir Euer Wort geben, dass Ihr nichts verlauten lasst von dem, was Ihr sehen oder hören werdet. Euer Auge ist mir erst einmal wichtiger als Eure Finger, aber selbst was

die angeht, ist die Hoffnung nicht verloren. Immerhin kaut Ihr Katzenkraut.«

Kevron grinste verlegen ob des zweifelhaften Kompliments. Man musste schon ziemlich tief gesunken sein, um Gefallen an dem bitteren Zeug zu finden, das die Zähne braun machte und zumindest für kurze Zeit einen klaren Kopf versprach. Vielleicht war ein Auftrag vom Hof wirklich genau das Richtige.

»Ich stelle Euch vor die Wahl«, sagte der Prinz freundlich. »Ich lasse Euch jetzt allein und komme in drei Tagen wieder, und bis dahin seid Ihr nüchtern, gewaschen, habt eine Mahlzeit im Bauch und Euer Werkzeug zusammengesucht. Oder Ihr klaubt Eure Siebensachen jetzt zusammen, und ich kümmere mich um den Rest, auch wenn es für Euch unangenehm wird. Wenn auch nicht halb so unangenehm, als wenn ich in drei Tagen wiederkomme und Ihr steht in der gleichen Verfassung vor mir wie jetzt.«

Kevron ließ sich nicht gern erpressen, aber hatte er eine Wahl? Allein schaffte er es nicht, hatte es in vier Jahren nicht geschafft, und alle Versuche, selbst wieder auf die Beine zu kommen, waren gescheitert, einer kläglicher als der andere. »Prinz Tymur ...«, sagte er, um Zeit zu schinden.

»Spart Euch den Prinzen.« Tymur Damarel machte eine abwehrende Handbewegung. »Wenn ich Kev zu Euch sagen darf, warum nennt Ihr mich nicht einfach nur Tym, und spar dir die Förmlichkeit. Wir werden in der nächsten Zeit noch genug voneinander sehen. Ich habe genau den richtigen Ort, um dich wieder auf die Beine zu bringen.«

Draußen war es furchtbar hell. Um diese Zeit kam Kevron üblicherweise nicht mal aus dem Bett, geschweige denn ins Freie. Er schaffte es kaum die Treppe hinunter. Jeden Augenblick rechnete er damit, dass ein Fenster auffliegen würde und die Witwe Klaras Auskunft verlangte, was für einen Besucher er da angeschleppt

hatte – die Frau war besser als jeder Wachhund. Aber die eigentliche Angst lauerte jenseits des Hoftores, auf der Straße ...

»Kopf hoch!«, sagte Tymur vergnügt. »Das Stückchen Weg überlebst du auch noch.«

Kevron hörte nicht auf ihn. Lieber ließ er den Kopf hängen, folgte den Ritzen zwischen den Pflastersteinen, als seine Augen dem hellen Himmel auszusetzen. Es musste geregnet haben, und wo die Steine sonst angenehm stumpf und grau waren, reflektierten sie nun glänzend die zur Unzeit wieder hervorgekommene Sonne. Und selbst wenn er ständig auf seine Füße starrte, hielt das Kevron nicht davon ab, alle drei Schritte zu stolpern.

Mit schlotternden Knien suchte er etwas, woran er sich festhalten konnte, aber das Einzige, was sich in seiner Reichweite befand, war der Prinz, und da wusste Kevron es besser. Selbst wenn er Kevron freundlich das Du aufgedrängt hatte – Tymur war so unnahbar, dass Kevron noch nicht einmal im Suff auf die Idee gekommen wäre, sich an ihm abzustützen.

»Jetzt komm schon«, sagte Tymur. Seine Stimme war freundlich, doch sein Blick triff von Verachtung. »Linkes Bein – rechtes Bein – linkes Bein – das musst selbst du hinbekommen!«

Kevron schluckte. »Ich wusste nicht, dass wir zu Fuß gehen müssen«, murmelte er. Eine prachtvolle Kutsche, schwarz wie Tymurs Rock, die Fenster abgedunkelt, um damit Kevron an einen ebenso geheimen wie anheimelnden Ort zu bringen, sowas hatte er erwartet. Ein Prinz, der die Stadt besuchen wollte, ohne dabei immer von einem Dutzend Soldaten begleitet zu werden und zwei versteckten Leibwachen dazu, musste inkognito reisen, aber wenn er so offensichtlich als Prinz auftrat ... wo war dann sein Gefolge?

Hinter einem Fenster bewegten sich Schatten, auf der anderen Straßenseite ging eine Tür, und Kevron zuckte zusammen – doch es war nur eine Frau, die einen Eimer schmutziges Wasser auf die

Straße entleerte. Kevron atmete auf, bis zur nächsten Begegnung. Mit dem Ende des Regens kamen die Menschen wieder ins Freie. Kevron wünschte sich den Regen zurück – aber dann wieder fielen Tymur und er erst recht auf. Menschen, die sich blicken ließen, waren ohnehin nicht diejenigen, die er fürchten musste ...

»Du kannst nicht erwarten, dass ich dich trage«, erwiderte Tymur. »Was ist? Bleib nicht dauernd stehen! Glaubst du, meine Zeit wächst auf Bäumen?«

»Ich dachte nur ...«, fing Kevron an und brach ab. Wenn überhaupt, sollte Tymur sich um Attentäter sorgen. »Es ist nichts«, sagte er schnell. »Ich habe mich geirrt.«

Da vorne an der Ecke war das Wirtshaus zum Kreisel, weiter als bis dahin entfernte sich Kevron sonst nie von seinem Haus, und drinnen brannte Licht – wenn er da jetzt kurz hineinsprang, um sich zumindest einen kleinen Abschiedsschluck zu gönnen ... Natürlich wollte er sich ausnüchtern, aber dafür musste man erst einmal betrunken sein dürfen und nicht nur kläglich verkatert!

Kevron verkniff sich die Frage und seufzte nur leise, als er an dem Wirtshaus vorbeihastete. Nicht weit dahinter lauerte schon der offene Marktplatz – da waren sie erst recht verwundbar, und das unbarmherzige Licht brannte noch mal so hell. Wo waren die Marktstände? Nur ein paar rundliche Frauen waren unterwegs, standen beisammen und hielten ein Schwätzchen, aber viel Schatten spendeten die nicht. Ein Reisender tränkte sein Pferd am Brunnen ... Es war erstaunlich genug, dass ihnen niemand groß Beachtung schenkte. Nicht wegen Kevron, aber Tymur war doch eine auffällige Erscheinung.

»Jetzt hab dich nicht so. Du kannst gleich eine Pause machen.« Tymur blieb stehen und deutete mit der großzügigen Geste des Mannes, dem die ganze Welt gehört, auf das prachtvolle Steinhaus am anderen Ende des Platzes. »Ich habe da noch eine Kleinigkeit zu besprechen. Es wird auch nicht lange dauern.«

Kevron stöhnte und blinzelte. Wohin bekamen einen berüchtigten Fälscher, egal wie abgehalftert er sein mochte, keine zehn Pferde? Ins Rathaus, natürlich. Bürgermeister, Ratsherren, Büttel, lauter Leute, die nicht begeistert sein konnten von der Idee, dass da jemand ihre Handschrift besser beherrschte als sie selbst. »Ich ... ich warte hier am Brunnen«, sagte er schnell. »Ich brauche sowieso gerade einen Schluck Wasser.«

»Das hättest du wohl gerne!«, sagte Tymur. »Da habe ich dich eben einmal am Wickel, und du glaubst, du kannst dich einfach aus dem Staub machen? Nichts da, mein Lieber, nichts da.« Er lachte, als er Kevron beim Arm packte und sich ungefragt unterhakte.

»Aber – wie ich aussehe! Das wirft nur ein schlechtes Licht auf Euch ... auf dich ...« Ein scharfer Blick brachte Kevron zum Schweigen. Was Tymur sich in den Kopf gesetzt hatte, das bekam er auch. Und wenn Kevron sich still in eine Nische setzte, versuchte, den müden Augen etwas Schatten zu gönnen, konnte das so schlecht auch nicht sein – besser jedenfalls, als wenn er jetzt allzu vehementen Widerstand leistete.

Auf Zehenspitzen, als könne jeder falsche Schritt ein Fallgitter hinter ihm runterrasseln lassen, folgte Kevron dem Prinzen ins Rathaus. Es war kühl und schattig, roch nach Kaminrauch und Holz und wichtigen Urkunden, und da war wirklich eine Bank, auf die er sich setzen konnte und, wenn Tymur nicht hinschaute, ein bisschen stolz auf sich sein. Dass er es so weit geschafft hatte, am helllichten Tag, ohne sich umbringen zu lassen! Durch halbgeschlossene Augen, den müden Kopf an die Wand gelehnt, sah Kevron, wie Tymur ein paar Worte mit den wachhabenden Gardisten wechselte – sollte er nur, dann waren sie abgelenkt und beachteten Kevron nicht weiter ...

»Wachen! Ergreift ihn!«

Kevron schoss hoch. Er schaffte es immerhin bis auf die Füße,

seine eigenen, für den einen halben Augenblick, bevor ihn der Schwindel vornüberkippen ließ. Ohne dass die Wachen auch nur einen Finger hätten rühren müssen, lag Kevron bäuchlings am Boden. Sie brauchten ihn nur noch aufzusammeln.

»Sehr schön«, sagte Tymur, und die Welt drehte sich etwas langsamer um sein zufriedenes Lachen. Kevron starrte an ihm hoch, fassungslos, enttäuscht, wütend, vor allem auf sich selbst. Er hätte es besser wissen müssen, als brav mitzutrotten, als zu glauben, dass dieser fröhlich plappernde junge Prinz mit einem lange nicht mehr berücktigten, aber immer noch freilaufenden Fälscher etwas anderes vorhaben sollte, als ihn hinter Gitter zu bringen. Doch dass Tymur jetzt immer noch lächelte, das war der eigentliche Hohn.

»Ich wollte das immer schon einmal sagen.« Tymur strahlte und klopfte der Stadtwache auf die Schulter, selbst wenn er sich dafür strecken musste. Der Kerl, der Kevron hielt, war so groß, dass Kevrons Füße hilflos in der Luft baumelten. Der Gardist musste am Tag davor eine Menge Zwiebeln gegessen haben, und Kevron konnte sich nur damit trösten, dass sich sein eigener ungewaschener Scheitel direkt unter der gegnerischen Nase befand.

Tymur schüttelte belustigt den Kopf. »Du müsstest dein Gesicht sehen, Kev! Unbezahlbar! Was hast du erwartet, wo ich dich hinbringen würde? In ein feines Gasthaus, wo du drei Tage lang verhätschelt wirst?« Kevron konnte ihn nur anstarren, sprachlos. »Dann läufst du mir spätestens am zweiten Abend doch in die nächste Spelunke und lässt dich volllaufen. Hier wird dir das nicht passieren.«

»So haben wir nicht gewettet«, würgte Kevron hervor. Ihm war übel, schon von der Art, wie die Wache ihm den Ellbogen in die Magengrube drückte, aber vor allem vor Angst um sein nacktes Leben. War es nicht lachhaft, dass ihm, der sich vier Jahre lang aus

feiger Vorsicht nicht vor die Tür getraut hatte, ausgerechnet der eine Moment, in dem er einem anderen Menschen vertraute, das Genick brechen sollte?

»Komm, du wirst es überstehen.« Tymur legte die Hände hinter dem Rücken zusammen und nickte Kevron noch einmal zu, ehe er sich in Richtung Ausgang wandte. »Es ist nur für drei Tage. Drei Tage, in denen ich nicht in deiner Haut stecken möchte, aber dann hast du es hinter dir. Was denkst du von mir? Dass ich dich bis ans Ende deiner Tage einkern lasse?« Tymur schien sich kaum etwas Amüsanteres vorstellen zu können. »Und ihr, hört ihr«, sagte er dann zu den Gardisten, »spielt nicht zu grob mit ihm. Nur, weil er jetzt kaum stehen kann, heißt das nicht, dass ich ihn in drei Tagen mit gebrochenen Knochen vom Boden kratzen möchte. Steckt ihn in eine Zelle und lasst es ihm gutgehen – ihm, nicht euch. Habt ihr mich verstanden?«

Dann war er fort, und Kevron konnte nur noch sich selbst verfluchen. Er hoffte, dass er bald zumindest einen Schluck Wasser bekam, und dass der Prinz wirklich nach drei Tagen wiederkommen würde. Und das nächste Mal, wenn ein Königssohn ihn anstrahlen und ihm befehlen würde, mitzukommen, würde Kevron zumindest fragen: »Wohin?«.

Als nach drei zu langen Tagen tatsächlich seine Zelle aufgesperrt wurde und kein anderer als der Prinz in der Tür stand, wunderte das Kevron mehr, als wenn es der Henker persönlich gewesen wäre. Tymur blieb auf der Schwelle stehen, dass die Fackel hinter ihm an der Wand seine schwarze Silhouette mit einem goldenen Schein umgab und nichts von seinem Gesicht zu sehen war, und doch konnte Kevron den Blick fühlen, den Tymur über jeden einzelnen Strohhalm gleiten ließ und wohl für wertvoller hielt als die Männer, die zwischen ihnen am Boden hockten.

»Ich freue mich, eure Bekanntschaft zu machen«, sagte er mit

sanftem Nicken. »Ich kann leider nur einen von euch brauchen, ihr anderen dürft eure Leben behalten.«

Kevron stolperte auf die Füße und wusste, er stand kein Stück sicherer auf den Beinen als bei ihrer letzten Begegnung. Die beiden anderen Männer blieben sitzen, als ob ihnen ohnehin alles egal war: Wahrscheinlich verstanden sie nicht, wer dieser Mann war – Kevron hatte tunlichst darauf verzichtet, ihnen zu erzählen, dass ihn ein Prinz persönlich dort abgeliefert hatte, damit sie nicht auf die Idee kamen, er wollte sich aufspielen oder sehnte sich nach einer Tracht Prügel – und solange Tymur ihnen jetzt nicht selbst erklärte, dass er ein Prinz war und eine ganz vortreffliche Geisel abgeben würde, war Kevron der Letzte, der ihn verpfeifen würde. So nickte er Amir und Traved nur ein letztes Mal zu. »Wünscht mir Glück. Wir sehen uns draußen.«

Er konnte froh sein. Die beiden hatten ihn in Frieden gelassen, anständige Kerle oder zumindest auch nichts Schlimmeres, als was man in der Diebesgilde traf. Aber Kevron war trotzdem heilfroh, wieder rauszukommen. Nicht ihretwegen. Nicht wegen des Kerkermeisters, wegen des angeschimmelten Brotes oder wegen der Eisengitter. Nur seiner selbst wegen. Und ehe er wieder auf der Straße stand, im Freien, allein, würde Kevron nicht glauben, dass er es wirklich hinter sich hatte.

Amir grunzte etwas Unverständliches. Traved schlief wohl, der Glückliche. Der war einfach nur froh, hier unten ein Dach über dem Kopf zu haben und vom Galgen verschont worden zu sein. Sollten sie ruhig glauben, dass Kevron ihnen nur als Trunkenbold zur Ausnüchterung Gesellschaft geleistet hatte. Je weniger sie über ihn wussten, desto besser. Aber wenn Kevron sonst auch überall Mörder sah, die nichts anderes im Sinn hatten, als ihn das Schicksal seines Bruders teilen zu lassen, war er hier tatsächlich drei Tage lang in Sicherheit gewesen. Draußen hingegen ...

Mit wackligen Knien stolperte er aus der Zelle und war doch

froh, als ihre Tür hinter ihm wieder zugezogen und der Riegel vorgelegt wurde. »Danke«, brachte er hervor, unfähig, dem Prinzen ins Gesicht zu sehen.

Tymur schob ihn auf Armeslänge von sich, drehte Kevron nach links und rechts und schnalzte mit der Zunge, als ob ihm gefiel, was er sah. »Kev Kaltnadel«, sagte er neckend, »ich sehe, unsere Gastfreundschaft hat dir gutgetan.«

Kevron zuckte die Schultern. Er hatte keine Ahnung, wie er aussah, und wollte es auch gar nicht wissen. So hatte er eine gewisse Vorstellung von Augenringen, wusste, wie lang seine letzte Rasur zurücklag, und nach drei schlaflosen Nächten in muffigem Stroh roch er sicherlich nochmal schlechter als zuvor schon.

»Was machen die Hände?«, fragte Tymur. »Geht es besser?« Jetzt klang er mitleidig, fast mitfühlend, aber Kevron fiel darauf nicht rein. Er verdankte Tymur drei Tage Zittern, und das nicht mal, weil es so schwer gewesen wäre, drei Tage ohne Alkohol auszuhalten, sondern weil er in der Zelle nichts hatte tun können als denken, denken und denken – und Kevron wusste, warum er das normalerweise vermied.

Er hielt den Mund, streckte nur brav die Finger aus, zwang sie, stillzuhalten: bloß nicht riskieren, dass Tymur ihn nochmal drei Tage hier zurückließ! Von seiner früheren Form war er weit entfernt, aber früher war er auch einmal richtig, richtig, richtig gut gewesen. Vielleicht war er immer noch gut. Hing davon ab, wofür der Hof einen Fälscher brauchte ...

»Ich habe eine gute Nachricht«, redete Tymur weiter. »Es ist an der Zeit, diesen unschönen Ort zu verlassen. Auf dich wartet Arbeit, oben bei mir auf der Burg, aber da wir dort meinem Vater über den Weg laufen werden, will ich dir zumindest eine anständige Mahlzeit und warmes Wasser zum Waschen nicht vorenthalten, es sollte in unser aller Interesse sein, wieder einen richtigen Menschen aus dir zu machen.«

Kevron erwiderte nichts, während er hinter ihm hertrötete. Draußen lag der Marktplatz im Sonnenschein, diesmal voller Menschen und Marktstände, und ansonsten war die Stadt die gleiche wie sonst auch – bis auf eines. Kevron konnte sich bewegen, ohne vor jedem Schatten Angst zu haben. Vielleicht hatten sich die Tage hinter Gittern doch gelohnt. Vielleicht lag es auch nur daran, dass Kevron überhaupt nicht dazu kam, sich zu fürchten – sein ganzer Verstand kreiste nur um das Rätsel, das Tymur war. Der Prinz mochte munter plaudern, als ob sie einander schon seit Jahren kannten, aber das Vertrauen war nur aufgesetzt, und sie wussten es beide. Nur worum es wirklich ging ...

»Ich war noch mal bei dir zuhause und habe dir etwas Frisches zum Anziehen geholt – gut, es war nicht frisch, aber ich habe die Sachen waschen lassen.« Tymur lachte. »Damit sollte dir besser gedient sein, als wenn ich dich jetzt zu einem Schneider schleife und du am Ende mit einer Garnitur dastehst, in der du dich nicht richtig bewegen kannst – es geht doch nichts über gut eingetragene Sachen, selbst wenn ihnen der vertraute Geruch fehlen sollte ...«

Kevron blieb keine Wahl, als mitzuspielen. In die Zelle wollte er nicht zurück, er hatte Hunger, und nach einem Bad sehnte er sich seit Tagen – und nichts davon gab es ohne den Prinzen.

»Ich sehe, du sagst nicht viel.« Wunderte Tymur das? »Soll mir das jetzt zeigen, wie verschwiegen du bist, oder weißt du mir einfach nichts entgegenzusetzen? Wirklich, du kannst reden, wie dir der Schnabel gewachsen ist, es muss nicht höflich sein und nicht höfisch, ich kann mich mit allen möglichen Leuten unterhalten, nur wenn mich einer unentwegt anschweigt, gefällt mir das nicht – wenn wir zwei ein Geheimnis miteinander haben, bin nicht ich derjenige, dem du es verschweigen musst.«

Er schlängelte sich zwischen den Marktständen hindurch, ohne auch nur mit einem der Besucher zusammenzustoßen – weniger

wegen der selbstverständlichen Anmut, mit der er sich bewegte, sondern weil sogar Menschen, die ihm den Rücken zukehrten, instinktiv vor ihm zurückwichen. Kevron versuchte, in seinem Kielwasser hinterherzuschlüpfen, und bekam doch all die Füße und Ellbogen ab von Leuten, die nach Durchmarsch des Prinzen auf ihren alten Platz zurückrutschten.

»Was soll ich sagen?«, fragte Kevron zurück. »Ich habe keine Ahnung, was los ist, worum es geht, warum sich plötzlich der Hof für mich interessiert – das hat er früher auch nie getan, und jetzt habe ich euch weniger Anlass dafür gegeben als überhaupt jemals ...«

»Es ist dir also unheimlich?«, fragte Tymur fast freudig.

Kevron schüttelte den Kopf – unheimlich war das falsche Wort. »Ich weiß nur nicht, wohin du mich diesmal bringst«, antwortete er. »Und ich traue mich fast nicht zu fragen.« Zur Burg hätten sie da hinten rechts gehen müssen ...

Tymur lachte. »Was hättest du denn gerne? Bekomme ich dich in ein Badehaus, ohne dich vorher niederschlagen zu müssen? Oder möchtest du erst etwas essen?«

Bevor Kevron etwas sagen konnte, verriet sich sein knurrender Magen schon von selbst.

»Hätte ich mir denken können.« Tymur lachte. »So, wie du aussehst, kann ich mich nicht mit dir sehen lassen, aber ich habe dir etwas mitgebracht.« Er hielt plötzlich einen Apfel in der Hand, ohne dass Kevron sagen konnte, wo er den auf einmal herhatte. Es konnte Kevron egal sein. Er fing die Frucht auf, die Tymur ihm beiläufig hinwarf, und schlug hungrig die Zähne hinein. Das Brot im Gefängnis hatte er nicht anrühren mögen, doch der Apfel war gelb und saftig, das Gefühl, wie der säuerliche Saft ihm übers Kinn rann, himmlisch.

»Ich sehe, du machst in der Tat Fortschritte«, sagte Tymur amüsiert. »Du hast überhaupt nicht gefragt, ob der Apfel vergiftet ist.«

Der Bissen blieb Kevron im Hals stecken. Hustend und röchelnd schaffte Kevron es, sich wieder zu fangen. Er war froh um den Apfel, weil er mit vollem Mund nicht sprechen musste, und noch froher, als sie die Badestube erreichten. Kevron konnte gar nicht beschreiben, wie sehr er sich nach einem Bad sehnte, weniger um den Dreck als vielmehr die Sorgen der Vergangenheit abwaschen zu können. Was immer er über Tymur denken mochte, der Prinz gab ihm die Chance für einen Neuanfang – und wenn das zu viel verlangt war, zumindest die Chance für sein erstes Bad seit Wochen sollte Kevron nutzen.

»Wie ist es?«, fragte Tymur. »Soll ich mit hineinkommen und dir zeigen, wozu ein Stück Seife da ist?«

Diesmal gelang es Kevron, das Lachen zu erwidern – zumindest ein bisschen. »Ich denke, das schaffe ich noch«, sagte er. »Nur weil ich zuletzt kein Geld fürs Badehaus hatte ...« Er brach ab, bevor Tymur ihn darauf hinweisen konnte, dass es für Wein ja offenbar noch gereicht hatte. »Ich bade jedenfalls lieber allein.«

Tymur lächelte – er schien kaum jemals etwas anderes zu tun. Lächeln war eine gute Maske, und man musste kein Künstler sein, um eines zu fälschen. »Wenn ich dir nur trauen könnte ... Ich mag die Vorstellung nicht, dass du mir davonläufst und am Ende durch das Stadttor und über alle Berge bist –«

»Ich bade nackt«, antwortete Kevron knapp. »Wenn Ihr ... wenn du mir nicht traust, bewach lieber meine Kleider als mich. Es ist wahrscheinlicher, dass sie sich ohne mich aus dem Staub machen als ich mich ohne sie.«

Tymur lachte. »So sollte es gehen, und deine Kleider waren lang genug in meinem Besitz, um an meinen Anblick gewöhnt zu sein. Ich denke nicht, dass sie noch Angst vor mir haben – wie das hingegen mit dir aussieht, musst du selbst wissen. Ich kann dich nicht zwingen, mich zu mögen, aber ich würde mich freuen, wenn du mir zumindest trauen würdest.«

Doch da erwischte er Kevron an seinem wundesten Punkt. »Mögen vielleicht«, sagte er, und selbst das war gerade fraglich, »nur trauen kann ich so schnell niemandem.«

Tymurs nächster Blick war lang und durchdringend. »Damit eines klar ist«, sagte er, sehr leise und sehr kalt, »mich interessiert nicht, was du durchgemacht hast. Ich weiß, was mit deinem Bruder geschehen ist – aber er war nicht mein Bruder, ich habe mehr als genug eigene, und deiner ist tot und begraben. Ich mag kein Gewinsel mehr hören, und wenn du denkst, dass hinter jeder Ecke und mir am allermeisten der nächste Mörder auf dich lauert, nimmst du dich zu wichtig. Hast du verstanden?«

Kevron atmete tief durch. Dann nickte er. »Ich ... ich bin dann mal baden.«

Wenigstens hielt der Prinz Wort und ließ Kevron alleine baden, oder zumindest so allein, wie das in einer öffentlichen Badestube möglich war. Kevron hatte lieber ein halbes Dutzend fremde Leute um sich, denen er egal war und die nackt waren wie er, als sich von diesem einen beobachten zu lassen. Er schloss die Augen und lehnte sich in seinem Zuber gerade so weit zurück, dass ihm nicht das Wasser in die Nasenlöcher lief.

Diese ruhige Wärme wollte er auskosten. Das Wasser in seinen Ohren dämpfte die Welt um ihn herum und hielt sie fern, nur ein bisschen heißer hätte es sein können, der Schüttelfrost der vergangenen Tage saß Kevron noch in den Knochen. So stolz Kevron auch auf sich war, so lange durchgehalten zu haben, hätte er doch viel für einen Becher Wein gegeben. Wenn Tymur gleich sein Versprechen wahr machte, Kevron noch eine anständige Mahlzeit zu spendieren ... So nüchtern wie jetzt war er drei Jahre lang nicht gewesen, und die warme Seifenlauge spülte die letzten Reste des vertrauten Giftes aus seinem Körper.

Kevron blieb länger liegen, als es gesund sein konnte. Selbst als

das Wasser um ihn herum längst abgekühlt war, mochte er nicht wieder aufstehen. Er ignorierte mehrere Versuche des Bademeisters, ihn mit Räuspfern aufzustören, und tat so, als sei er tief und fest eingeschlafen – und was für eine schöne Vorstellung war das, endlich wieder richtig schlafen zu können! Doch er schlief nicht, und er konnte auch nicht ewig so liegen bleiben. Endlich stieg er aus dem Zuber, blickte an sich hinunter, auf die Gänsehaut, die jedes Haar auf seinem Körper abstehen ließ wie den Flaum einer Pusteblume, und auf den Menschen darunter, sauber, blass und nur noch ein Schatten von dem, der er vor ein paar Jahren noch gewesen war, ein leeres Blatt, bereit, neu beschrieben zu werden.

»Ich habe Euch noch nicht rasiert«, sagte der Bademeister und wunderte sich wohl nicht schlecht über den entsetzten Sprung, mit dem sein Kunde halb über den Zuber stolperte.

Erst nach einem Moment hastigen Kopfschüttelns hatte Kevron die Sprache wiedergefunden. »Ich brauche keine Rasur.« Wie um sich selbst Lügen zu strafen, fuhr er sich mit der Hand übers Kinn – die Stoppeln waren noch weich vom Wasser, aber lang genug, um als so etwas wie ein Bart durchzugehen. Sein eigenes Aussehen war Kevron ziemlich egal, doch wenn ihm ein Messer an den Hals kam, und wenn es nur ein Rasiermesser war, wollte er das selbst führen. Die Vorstellung, dazuliegen, hilflos, den Kopf im Nacken, die blanke Kehle einer scharfen Klinge dargeboten ... »Danke für das Angebot«, setzte er schnell hinterher.

»Wie Ihr wünscht«, antwortete der Bader. »Ich habe den Auftrag, Euch sauber und manierlich herzurichten, aber letzten Endes habt Ihr das selbst zu entscheiden, und Prinz Tymur, natürlich.« Er zuckte die Schultern und reichte Kevron ein großes, weiches Tuch, damit er sich trocknen konnte. »Hier, diese Kleider wurden für Euch zurückgelegt. Wünscht Ihr Kamm und Spiegel?«

Kevron nahm mit gespieltem Dank an und fürchtete doch den Anblick, der ihn erwartete. Aber das Bad hatte ihm gutgetan,

seine sonst fahlen Wangen waren so rosig, dass er fast lebendig aussah und fast gesund. Sein Gesicht, das er entweder eingefallen oder aufgedunsen erwartet hatte, war weder das eine noch das andere, seine Augen immer noch blau, natürlich, und dabei erfreulich klar. Kevron zuckte mit den Schultern, gab Kamm und Spiegel zurück und ließ die Haare unordentlich wie sie waren, so passten sie besser zu dem, was einmal ein Bart werden wollte, und ließen das nach Absicht aussehen, was aus der Not geboren war. Er musste nicht schön sein, wenn es um sein Handwerk ging, und wollte lieber nicht riskieren, dass Tymur in seiner Eitelkeit gekränkt wurde, wenn er nicht mehr der Bestaussehende weit und breit war – es war schon Jahre her, dass jemand Kevron ein gutaussehendes Kerlchen genannt hatte und auch schon damals nicht freundlich gemeint, aber es war immer noch besser, sich an so etwas zu erinnern, als daran, wessen Gesicht ihn da noch aus dem Spiegel anschaute. In dem Moment, in dem Kevron wieder jung aussah, nicht wie ein verbrauchtes, versoffenes Wrack, war es wieder Kays Gesicht ebenso wie sein eigenes. Und er hatte die letzten Tage über schon zu viel an Kay gedacht. Doch in diesem Moment machte es ihm nicht mehr viel aus. Und das war das beste Zeichen dafür, dass es vielleicht wirklich an der Zeit war für einen Neuanfang.

»Kev, schau an«, hörte er eine schon längst vertraute Stimme hinter sich und fuhr herum. Hatte Tymur ihm nicht versprochen, draußen zu warten? Aber hier stand der Prinz, strahlte ihn an und schien im Leben nichts interessanter zu finden als einen Mann, der gerade frisch aus dem Zuber kam. Hastig stieg Kevron in seine Kleider und versuchte, dem Prinzen möglichst viel von seinem Rücken und gleichzeitig möglichst wenig von seinem Hintern zuzukehren und die Vorderseite erst recht nicht. »Was so ein bisschen Wasser ausmachen kann – da muss ich ja fast vermuten, du wärst doch über den Hofausgang geflohen und hättest mir statt-

dessen einen anderen rausgeschickt, aber ich will gerne glauben, dass du es wirklich bist.«

Langsam lernte Kevron, Tymur einfach zu überhören, ohne dabei seine Wachsamkeit aufzugeben. So schüttelte er nur den Kopf, dass ihm das Wasser aus den feuchten Haaren tropfte, und sagte: »Es ist nicht so, dass ich mich nie gewaschen hätte, aber die letzten Tage über war eine Gittertür zwischen mir und der nächsten Wasserschüssel.« Es sollte unbestimmt fröhlich klingen und kam dann doch anklagender heraus als beabsichtigt. Kevron wollte seine alten Sachen aufrollen und mitnehmen, aber er sah sie nirgendwo mehr. Er konnte nur hoffen, dass der Bader sie nicht ins Feuer geworfen hatte: Auch wenn Kevron jetzt eine Garnitur frischer Kleider anhatte – früher oder später würden die aussehen und riechen wie die alten, wenn Kevron nichts mehr zum Wechseln hatte. Doch er beschwerte sich nicht und folgte Tymur auf die Straße. Der Apfel war lange her, und Kevron hatte mehr Hunger als alles andere.

»Wie auch immer«, sagte Tymur. »Wenn man dich jetzt mit mir sehen sollte, wird dich zumindest niemand erkennen, und das ist mir ganz lieb – ich kann mich im Moment nur in Andeutungen ergehen, aber die Angelegenheit, in der ich dich sprechen will, ist äußerst dringlich ... Ich habe dein Wort, dass du schweigen wirst wie ein Grab?«

Kevron schüttelte sich bei der Leichtigkeit, mit der Tymur von Gräbern sprach. »Du hast mein Wort«, antwortete er dumpf. »Aber halten kann ich das nur, solange ich lebe. Habe ich dein Wort, dass ich nicht irgendwo mit einem Messer zwischen den Rippen ende?«

Tymur schüttelte den Kopf. »Über dein Ende kann ich nichts sagen, das mag noch eine Weile hin sein, und bis dahin kann viel passieren.« Er schien das witzig zu finden – Kevron tat das nicht.

»Es ist mir ernst«, sagte er. »Du sagst, es ist wichtig und ge-

heim – ich will nicht als gefährlicher Mitwisser eingestuft werden, den du oder deine Familie lieber tot sehen wollen, als zu riskieren, dass ich etwas ausplaudere.« Die Straße, die sie entlanggingen, mitten in der Stadt und am Markttag alles andere als menschenverlassen, war nicht der richtige Ort für so eine Art von Unterhaltung, aber das war Kevron in dem Moment egal. »Ich hänge an meinem Leben, und ich will es behalten, sonst sage ich Danke für Apfel, Bad und Auslösung meiner Schulden und gehe meines Weges. Und ich will dein Wort darauf. Das ist meine Bedingung.«

»Ich denke, du traust meinem Wort nicht?«, fragte Tymur lachend, und dann blieb er stehen. »Du hast es in der Hand«, sagte er sehr, sehr leise. »Wenn du dich in Spelunken herumtreibst, dem nächstbesten Fremden dein Herz ausschüttest und selbst nicht mehr weißt, was du mit schwerer Zunge ausplauderst – was erwartest du dann von uns?«

Kevron schluckte. Es gab Dinge, die konnte er nicht versprechen, und für den Prinzen galt das Gleiche. Keine gute Grundlage für einen Vertrag. »Es gibt noch andere von meiner Zunft«, sagte er, »und die können genauso gut sein wie ich.«

»Ich will dich«, antwortete Tymur. »Und du weißt jetzt schon zu viel. Allein, dass wir einen Fälscher brauchen ...« Er seufzte. »Ich kann es dir nicht erklären«, murmelte er, und zum ersten Mal klang er wie ein normaler Mensch, nicht wie ein hohler Plauderer oder ein verkappter Mörder. »Nicht hier, nicht jetzt. Aber es ist ... etwas vorgefallen. Und jetzt haben wir ein Problem. Du. Ich. Wir alle.«

ZWEITES KAPITEL

Es gab eine Legende, die erzählte von der Erschaffung der Steinernen Wächter, und wie alle tausend Jahre alten Geschichten mochte sie ebenso gut wahr sein. Zugetragen hatte sie sich an genau diesem Ort, in der Krypta tief im Berg unter der Burg des Dämons La-Esh-Amon-Ri, der nun endlich tot war, gebannt in eine Schriftrolle, gemacht aus seiner eigenen Haut, beschrieben mit Runen aus seinem eigenen Blut, gehalten durch ein Siegel aus seinem eigenen Namen. Es war ein harter Sieg und ein verlustreicher, und von den Gefährten war niemand mehr am Leben außer Damar und der Zauberin Ililiané. Aber Ililiané war geschwächt durch das mächtige Ritual, und Damar konnte keinem Menschen mehr trauen. So oft hatte er den Dämon erschlagen müssen, erst in dessen eigener Gestalt, dann in der von Damars Freunden, die nicht stark genug gewesen waren und den Dämon in ihre Körper gelassen hatten, dass nur noch der Tod selbst sie retten konnte ...

Nie wieder wollte Damar einen Dämonen töten müssen, und nie wieder einen Freund. Er atmete tief durch, dann sagte er zu der Zauberin: »Wir dürfen nicht zulassen, dass der Unaussprechliche jemals wieder in Freiheit gelangt, und diese Rolle soll ihn halten für alle Ewigkeit.«

»Das wird sie«, sprach Ililiané. »Niemand wird La-Esh-Amon-Ri dieses Siegel brechen können.«

Doch Damar schüttelte den Kopf. »Ich spreche nicht von dem Dämon. Ich spreche von Menschen, dummen, gierigen Menschen, die sich verlocken lassen von der Aussicht auf ein bisschen Macht oder ein wenig Ruhm oder viel von beidem, und die versuchen werden, den Unaussprechlichen freizulassen, auf dass er ihnen vor Dank alle Wünsche erfüllen möge. Solche Menschen muss man mehr fürchten als jeden Feind der Welt.«

»Du wirst diese Schriftrolle bewachen«, sagte Ililiané, »und ich zweifle nicht daran, dass du deine Aufgabe gut erfüllen wirst, mit so viel Mut und Hingabe, wie du heute bewiesen hast. Niemand wird jemals Unheil anrichten können mit dem, was du behütetest.«

»Aber ich bin ein Mensch«, entgegnete Damar, »und ich werde nicht für immer leben.« So jung er auch war, fühlte er doch den Zahn des Alters an ihm nagen, seit ihn das Schwert des Dämons verletzt hatte, und tatsächlich sollte er von da an dreimal schneller altern als ein gewöhnlicher Mensch und eines raschen Todes sterben, grau und ausgezehrt wie der älteste Greis lange vor seiner Zeit. »Nach mir sollen meine Kinder die Rolle bewachen, aber das genügt nicht, wir sind alle sterblich, und wer weiß schon, ob nicht meine eigenen Kinder und Kindeskindest selbst den Verlockungen anheimfallen werden? Jeder Mensch ist in Gefahr, solange die Schriftrolle besteht.«

Ililiané nickte. »Ich muss bald gehen«, sagte sie, »und heimkehren in mein Land, aus dem du mich herbeigerufen hast. Aber einen letzten Gefallen werde ich dir tun.« Sie breitete ihre Hände aus und durchschritt das Gewölbe. Neun schlanke steinerne Säulen standen dort, eine auf jedem Zacken des Sternes, der für immer in den Boden eingelassen war. Ililiané berührte sie eine nach der anderen und sprach dabei mächtige Worte: Es waren Namen,

die dem Gestein Leben einhauchten und ihm Menschengestalt gaben, und bald begannen die so erschaffenen Krieger sich zu regen, ganz als wären sie echte Männer.

»Hört mir zu, ihr Steinernen Wächter«, sprach die Zauberin. »Ihr werdet von nun an über diese Schriftrolle wachen, die so mächtig ist und so gefährlich, dass sie niemals einem Sterblichen in die Hände gelangen darf. Ihr werdet sie bewachen mit dem Leben, das ich euch gegeben habe, und wie das Gestein, aus dem ihr gemacht seid, sollt ihr unempfänglich sein für alle Verlockungen und Versuchungen, ob sie nun aus dem Munde eines Menschen kommen oder eines Dämons. Euer Reich soll hier sein, tief unter dem Berg. Mit euren Klingen aus Stahl und euren Herzen aus Stein sollt ihr über diesen Ort wachen und über die Schriftrolle bis an das Ende aller Tage.«

Dann verschwand sie, manche sagen, weil ihre letzte Kraft aufgebraucht war und ihr Leben verwirkt, andere, weil es sie zurücksehnte in ihre neblige Heimat, aber eines war wie das andere, sie wurde niemals wieder unter den Menschen gesehen. Die Steinernen Wächter blieben zurück, und als Damar sich daran machte, das Land, das er so sehr liebte, mit seinen eigenen Händen wieder aufzubauen, konnte er beruhigt sein, dass bei Tag und bei Nacht unerschütterliche Wächter bereitstanden, um die Schriftrolle zu bewachen.

Aber wo die Steinernen Wächter einstmals wirklich aus Stein waren, lebten sie nun, und wie alle Menschen, auch wenn sie hart waren und jeder Versuchung widerstehen konnten, waren sie doch nicht gefeit gegen Alter und Tod. Damar selbst erlebte es nicht mehr, aber seine Kinder sahen mit Schrecken, wie sich ein Wächter nach dem anderen zum Sterben legte, und es gab keine Zauberin, die es mit Ililiané hätte aufnehmen und neue Steinerne erschaffen können. Und so machten sich Damars Kinder auf die Suche nach Menschen, die ihnen geeignet erschienen, das Erbe

der Steinernen anzutreten, stark, verlässlich, treu, und in ihren Herzen so unerschütterlich, als wären sie selbst aus Stein gehauen.

Sie ließen sie bei dem letzten wahren Steinernen lernen, damit sie die Wege des Steins verstehen, leben, atmen konnten, und wirklich waren sie bald nicht mehr von jenen Wächtern zu unterscheiden, die Ililiané selbst erschaffen hatte. Mit jeder Generation kamen neue Wächter hinzu, die von den alten unterwiesen wurden, um für immer ihren Dienst zu tun im Berg unter der Burg Neraval.

Ein eingeschworener Bund waren sie, jetzt wie vor tausend Jahren, und das mussten sie auch sein. Wer einmal die Auswahl überstanden hatte, die harten Prüfungen und die bohrenden Fragen, der war fortan ein Steinerer unter Steinernen, lebte mit ihnen Tag und Nacht und hatte kaum jemals wieder mit anderen Menschen zu tun. Diener brachten ihnen Nahrung, und bis auf den König, der kam, um nach dem Rechten zu sehen, verirrte sich nur selten ein anderes Mitglied der Familie oder des Hofstaats in die Tiefe.

Die Steinernen waren eine verschwiegene Gemeinschaft. Was einer von ihnen wusste, wussten auch die anderen, und selbst in ihren Gedanken waren sie eins. Aus Stein mussten sie sein, damit nichts sie jemals rührte, und zugleich lebendig, damit sie nicht aus Gleichgültigkeit nachlässig wurden – doch die Schriftrolle musste ihnen wichtiger sein als alles auf der Welt.

Sie waren einander Vater und Mutter, Schwester und Bruder in einem, so zusammengeschmiedet, dass einer für den anderen gestorben wäre und sie alle für das Wohl der Burg, und das, was vor ihrem steinernen Leben lag, mussten sie vergessen. Das geschah nicht von selbst, zuerst mussten sie sich zwingen, aber mit der Zeit wurde es einfacher, und die Erinnerung versteinerte, bis sie nicht mehr schmerzte – all das für keinen Lohn als den, ein Steinerer Wächter zu sein ... Wie viele kleine Jungen gab es, die von nichts anderem sprachen als dem Traum, einmal selbst dazugehören zu

dürfen zu dieser mächtigen Gruppe, den Besten der Besten, und die doch keine Ahnung hatten, was sie unter der Burg erwarten sollte.

Aber immer, wenn der Ruf ausging, dass der König einen neuen Wächter suchte, strömten junge Männer aus dem ganzen Land zur Burg Neraval. Ein jeder kam aus seinem eigenen Grund, wollte es sich beweisen oder anderen, nur manchmal war einer darunter, der kam mit nichts als dem Wunsch, sein Land vor den Dämonen zu beschützen. Nur diese Männer waren es, die am Ende die Rüstung und das Schwert tragen durften, das Licht hinter sich lassen und im Schattenreich tief unter dem Berg verschwinden. Und ihnen blieb viel Zeit für die Frage, ob sie die richtige Entscheidung getroffen hatten: Denn die Welt, die sie so glühend verteidigen wollten, sahen sie niemals wieder.

»Ich bin froh, dass ich kein Steinerner Wächter bin.« Tymur schüttelte den Kopf, dass sein Haar Wellen schlug wie Wind auf einem schwarzen See. »Wirklich, ich kann mir im Leben nichts Öderes vorstellen. Wenn ich dir nicht ab und an Gesellschaft leisten würde, wärest du hier unten doch schon längst gestorben vor Langeweile.«

Er saß an seinem üblichen Platz auf der zweituntersten Treppe, die Beine lässig übereinandergeschlagen. Lorcan konnte sich nicht erinnern, dass der Prinz jemals wieder den Boden der Krypta betreten hätte, nicht seit der Tracht Prügel, die Lorcan ihm seinerzeit verpasst hatte, aber trotzdem, er war da, und er kam immer wieder. Lorcans Zeitgefühl war eingerostet, doch es verging keine Woche oder kein Monat, in dem Tymur nicht zu Besuch kam.

Lorcan lachte. »Ein Prinz zu sein stelle ich mir auch ganz schön langweilig vor. Warum solltest du so oft hierher kommen, wenn du etwas Besseres zu tun hättest?«

»Etwas Besseres als dich?« Tymur scherzte, und trotzdem, Lorcan fühlte ein Stechen und war froh, ein Gesicht zu haben, dem man nichts ansehen konnte. »Ach, wenn du wüsstest ... Jetzt bin ich Diplomat, aber denkst du, mein Vater würde mich auch nur in unsere Nachbarländer reiten lassen?«

»Du bist immer noch sehr jung«, fing Lorcan an und wusste, er stach in ein Wespennest.

»Jung!«, schnaubte Tymur. »Du solltest mal meine Brüder sehen – als Vjasam so alt war wie ich, ist der schon durch die halbe Welt gereist! Es ist, weil ich ein Schwächling bin, weil ich kein Schwert führe – was will ich mit einem Schwert, wenn ich eine goldene Zunge habe?«

»Mir Gesellschaft leisten«, erwiderte Lorcan. »Goldene Zungen haben wir hier unten sonst keine.«

»Wie auch?« Tymur lachte schon wieder. »Du bist doch der Einzige hier unten, der überhaupt die Zähne auseinanderbekommt. Deine Freunde haben schon Angst, sobald sie mich kommen hören, und verstecken sich, damit sie bloß nichts sagen müssen.« Mit dem Zeigefinger tippte er in den leeren Raum, zeigte auf die Stellen, wo eigentlich ein Steinerner Wächter hätte stehen müssen. »Wo sind die denn alle? Muss ich meinem Vater sagen, dass wir alle Steinernen verloren haben bis auf dich?«

Lorcan versuchte, mit einem Lachen zu überspielen, wie nah Tymur der Wahrheit kam. »Was du immer denkst! Sie sind hinten in unserem Quartier, damit wir einen ungestörten Moment haben.«

Tymur verzog das Gesicht. »Nur weil du mein Freund bist, heißt das nicht, dass ich keine anderen Freunde haben möchte.« Er sah plötzlich wieder sehr jung aus und verloren, der Junge, mit dem die Brüder nicht spielen mochten. »Es verletzt mich, dass sie mich derart meiden.«

»Sie haben recht«, sagte Lorcan ruhig. »Unsere Freundschaft –

die darf nicht sein.« Am liebsten wäre er zu Tymur hingegangen, hätte ihm Trost gespendet, aber er stand auf seinem Posten, da, wo er hingehörte. Es war besser so.

»Weil ich ein Prinz bin?« Tymur gluckste zufrieden. »Ich gebe nichts auf Stände, und ich kann mir aussuchen, wen ich zum Freund will und wen nicht ...« Es musste etwas in Lorcan's Gesicht sein, das Tymur schlagartig wieder ernst werden ließ. »Ihr dürft keine Freunde haben? Überhaupt keine?«

Lorcan nickte langsam. »Keine Freunde, keine Bindungen. Wenn du vor mir stehst und bist vom Unaussprechlichen besessen, darf ich nicht zögern, keinen Augenblick.«

Tymur lächelte. »Dann ist es ja gut, dass ich mich nicht besitzen lasse.«

»Es ist mir ernst. Das ist auch der Grund, warum ich dich immer wieder bitten muss, deinem Vater nichts von unserer Freundschaft zu erzählen.« Keine Freunde, keine Familie, nur acht steinerne Brüder.

Jetzt wurden Tymur's Augen schmal. »Das heißt, ich bringe die Schriftrolle in Gefahr? Weil ich hier bin?«

Lorcan seufzte. »Du bist mein Freund. Aber solange du nicht der Freund der anderen Steinernen bist, gibt es keinen Grund zur Sorge.« Es war ein Geheimnis. Eines von zu vielen.

»Ich entscheide trotzdem gerne selbst, wer mein Freund ist und wer nicht.« Es waren Momente wie dieser, in denen man Tymur den Prinzen ansah und nicht auf die Idee kommen konnte, er wäre ein gewöhnlicher Junge. »Was machen sie im Quartier, schlafen? Wenn ich ihnen befehle, herauszukommen, jetzt, sofort, was bekomme ich dann zu sehen?«

»Niemand anderen als mich.« Lorcan lächelte. »Die Steinernen Wächter gehorchen nicht. Keinem Prinzen und noch nicht einmal dem König. Du weißt das.«

Tymur nickte. »Ich weiß. Aber ich befehle doch einfach zu

gern.« Er grinste. »Ich muss wieder hoch, bevor jemand merkt, dass ich weg bin – da schließlich keiner unser Geheimnis wissen darf.«

Seine Stiefel machten kaum ein Geräusch auf der Treppe, als er wieder hinauf lief. Lorcan erkannte ihren Klang dennoch, so wie er jeden, der die Treppe benutzte, am Tritt erkannte, aber das war es nicht, was die anderen Steinernen Wächter von ihrem Posten vertrieb, und sie fehlten nicht, um Lorcan Zeit mit Tymur zu geben. Sie fehlten, weil sie sich davongeschlichen hatten, wieder einmal. Lorcan konnte nur hoffen, dass Tymur auf seinem Weg nach oben keinem von ihnen begegnete – aber sie hörten seine Stimme, wenn er unten war, und wussten, dass sie sich zu verbergen hatten. Die Steinernen Wächter hatten mehr als ein Geheimnis. Und jedes von ihnen war eines zu viel ...

Tatsächlich kamen Bordan und Kestril zurück, kurz nachdem Tymur verschwunden war. In ihren Bewegungen waren sie nüchtern, aber der leise Hauch von Wein, der sie umgab, verriet, wo sie ihre Zeit verbracht hatten. Damit fehlte nur noch Tedrik, und ihre Wache wäre komplett gewesen, aber Tedrik hatte ein Liebchen irgendwo oben in der Burg und verbrachte dort mehr Zeit, als gut für sie alle war.

»War die kleine Nervensäge wieder da?«, fragte Bordan. Er konnte wirklich nicht mehr ganz nüchtern sein, denn sonst redeten die Steinernen Wächter wenig untereinander und über solche Dinge schon gar nicht.

»Sprich nicht so von ihm. Er ist der Sohn unseres Königs.«

»Und eine Nervensäge.« Bordan grinste sehr unsteinern.

Kestril verzog das Gesicht. »Was du wieder hast, Lorcan – du bist doch nicht etwa verliebt?«

Die Frage traf Lorcan wie ein Tritt in die Magengegend. »Wie kommst du darauf? In wen sollte ich mich hier verlieben, in einen von euch Ochsen vielleicht?«

»Du siehst so aus.« Kestril lachte. »Ich kenne dich doch.«

Lorcan schüttelte den Kopf. »Ich musste nur gerade daran denken ... Wenn ich damals geheiratet hätte, eine Familie gegründet, dann wäre mein Sohn jetzt so alt wie Tymur.«

Die beiden anderen lachten. »Richtig, so einer bist du! Hast du Heimweh? Nach zwanzig Jahren?«

Doch es gab kaum etwas im Leben, von dem Lorcan weniger hatte als Heimweh. Es waren genug Männer, die ein gebrochenes Herz dazu trieb, ein Steinerner Wächter zu werden, Männer, die sichergehen wollten, dass sie nie wieder liebten. Lorcan war keiner von ihnen. Aber das machte die Dinge nicht einfacher.

Als sich die beiden anderen zurück auf ihre Posten begaben, stand Lorcan immer noch unverrückbar an seinem Platz, und genauso unverrückbar hatte er Tymurs Gesicht vor Augen, mit dem kecken kleinen Bärtchen, das sich nun endlich Bart nennen durfte und nicht mehr nur Flaum. Tymur war erwachsen geworden, ein schmucker junger Mann, und er ließ Lorcan nicht mehr los.

Lorcan war nicht aus Stein, das war das Problem. Man musste aus Stein sein, um gleichgültig gegenüber diesem Widerspruch zwischen Mythos und Wirklichkeit zu sein. Nach außen hin war Lorcan, wie er zu sein hatte. Er stand an seinem Platz, das Schwert an der Seite, mit regloser Miene und wachem Blick, wann immer Hall und Echo verrieten, dass sich jemand auf der Treppe näherte, ob das nun ein Mensch war oder ein verirrter Hund. Neun Wächter waren sie, von denen vier ständig auf ihrem Posten zu stehen hatten, aber wozu sollte das gut sein?

Die Jahre hatten ihnen gezeigt, dass ein einziger wachsamer Mann mehr erreichen konnte als vier, die vor Langeweile im Stehen schliefen. Wie viel besser war es da, wenn sie scharf im Verstand blieben, und wenn es Würfeln war, womit sie sich die Zeit vertrieben! Sie nahmen ihr Training ernst, jeden Tag, ihre Körper

waren gestählt, ihre Schwerter blank, ein jeder von ihnen bereit für den Angriff, der nicht kam, in tausend Jahren nicht.

Am Ende lebten sie alle ihre Lügen. Als man ihn zu einem Steinernen Wächter machte, hatte Lorcan sich gefühlt wie ein Betrüger, wie einer, der sich diesen Titel erschlichen hatte, ohne ihn zu verdienen, als hätte er geschummelt, wo es darum ging, dem Locken einer schönen Frau zu widerstehen, weil er sich im Leben für keine Frau, ob schön oder hässlich, interessiert hatte. Vielleicht war er überhaupt erst ein Steinerner Wächter geworden, um sich selbst seine Männlichkeit zu beweisen – doch all die Jahre über hatte Lorcan sich einreden können, dass er der Einzige unter ihnen war, der noch wirklich an das glaubte, wofür er stand, der auf seinem Posten blieb bis zum bitteren Ende. Und der versucht hatte, die anderen zu belehren, ihnen ihre Pflichtvergessenheit vor Augen zu führen, und dabei riskiert, ihre Bruderschaft in Streit zu entzweien. Die Steinernen mochten nicht reden – erst recht nicht über ihre eigenen Verfehlungen.

»Du denkst zu viel«, hatte Bordan gesagt, der Älteste unter ihnen und der Anführer, den sie nicht hatten. »Wir tun hier unsere Pflicht, jeden Tag, das weißt du. Die Schriftrolle könnte nicht sicherer sein. Und was dich angeht – sieh zu, dass du dir Zerstreuung suchst. Du tust dir keinen Gefallen, wenn du dir über solche Nichtigkeiten den Kopf zerbrichst.« Das waren viele Worte für ihn. Eigentlich redeten sie durch ihre Blicke, und Bordans Blick sagte: »Wehe, du sprichst noch einmal davon!«

Aber Lorcan war nicht besser als sie, auch wenn er auf seinem Posten stand, wenn es sonst keiner tat, nicht mittrank, wenn einer einen Krug Wein in die Krypta schmuggelte – er war der Einzige unter ihnen, der jemals zugelassen hatte, dass die Schriftrolle in Gefahr geriet, auch wenn die anderen ihn nicht verraten hatten. Und jetzt war er der Schlimmste von ihnen allen. Erpressbar. Korrumpierbar. Verliebt.

Steinerne Wächter war kein Beruf, den man einfach so ergriff, aber noch weniger war es ein Beruf, den man einfach so verlassen konnte. Steinernen Wächter traten nicht zurück. Sie blieben auf ihrem Posten, bis sie starben. Natürlich, es war schon vorgekommen, dass einer zum König ging und sich entlassen ließ – Lorcan erinnerte sich an einen Mann, der sich in eine Dienerin verliebt hatte, die ihnen Essen brachte. Es kam vor, aber es war nichts, worüber man sprach, und danach wurde ihnen das Essen nur noch von Männern gebracht.

Hätte Lorcan sich in einen Diener verliebt, es hätte viel Gerede gegeben und Hohngelächter, aber am Ende hätte Lorcan seinem Gewissen folgen können, zum König gehen und um seine Entlassung bitten. Nur nicht in einen Prinzen. Niemand durfte davon wissen, am allerwenigsten Tymur selbst. Lorcan musste gehen, doch er konnte es nicht. Nicht mit der Wahrheit, jedenfalls.

Drei Anläufe brauchte Lorcan, um sich erwischen zu lassen, drei Versuche, zwischen denen ihm Zeit blieb, seine Entscheidung zu überdenken, und jedes Mal fiel sie ihm leichter. Er war schon wieder auf dem Rückweg, fast an der Treppe nach unten angekommen, und plante bereits den vierten Versuch, als er zwei königlichen Wachen direkt in die Arme lief.

»Halt, stehen geblieben!«, rief der eine Mann, und wo die Steinernen Wächter Schwerter trugen, hatten die Burgwachen Hellebarden, mit denen sie nun Lorcan den Weg versperrten wie einem gemeinen Eindringling. »Wen haben wir denn hier?«

»Ich ...« Lorcan erstarrte. Er hatte nie gern gelogen, und er fühlte einen Kloß im Hals, als hätte man ihn wirklich bei etwas Verbotenem erwischt. Natürlich hätte er versuchen können, sich rauszureden, »Mir war übel, ich musste mal an die frische Luft« oder »Ich dachte, ich hätte etwas gehört und wollte nachsehen«, oder »Keine Sorge, es passiert schon nichts«, aber so ...

»Redest wohl nicht mit uns, was? Hältst dich für was Besseres, so als Steinerner Wächter?«

Eigentlich war es unsinnig. Sie hatten beide die gleiche Aufgabe: die Burg Neraval zu verteidigen. Die einen verteidigten sie gegen einen Erzdämon und seine Anhänger, die anderen gegen jeden anderen Feind. Beide mussten sie gut sein, sehr gut sogar, und doch waren sie einander spinnefeind. Die Wachen hatten alle Freiheit, die den Steinernen fehlte; sie konnten gehen, wohin sie wollten, durften Familie haben, Frau und Kinder, und erhielten Geld als Lohn für ihre Arbeit. Alles, was die Steinernen Wächter in die Waagschale werfen konnten, war ihr Ruf, und der war der beste im ganzen Land.

Der andere Mann lachte laut. »Steinerner Wächter? Niemals! Die Steinernen bleiben da, wo sie hingehören. Ich sag dir, einen stinknormalen Eindringling haben wir da erwischt!«

Lorcan straffte sich, schaute ihnen in die Augen statt zu Boden, und sagte ruhig: »Ich bin ein Steinerner Wächter. Ich bin auf dem Rückweg zu meinen Kameraden, und ihr werdet mich passieren lassen.« Sie durften ihm nicht anmerken, dass er mit Absicht in sie hineingelaufen war. »Ich habe nichts mit euch zu schaffen und ihr nicht mit mir. Ihr macht eure Arbeit, ich mache meine.«

»Das sieht aber nicht danach aus«, erwiderte der erste Wachmann feindselig. »Nochmal, was hast du hier zu schaffen? Wenn ein Steinerner seinen Platz verlässt, ist das etwa kein Hochverrat?«

Lorcan schüttelte den Kopf. »Nein, ist es nicht.« Wenn er Pech hatte, ließen sie ihn gleich wieder laufen. Diese beiden Burschen waren jung, zusammengenommen mochten sie so alt sein wie Lorcan, vielleicht leicht zu beeindrucken, vielleicht angeberische Großmäuler. »Und jetzt kommt, regt euch ab, was wollt ihr mit mir machen, mich zu eurem Hauptmann schleifen?« Er versuchte sich an einem Grinsen, das er zu lange nicht mehr gebraucht hatte.

»Das wär vielleicht keine schlechte Idee«, sagte der etwas Jüngere der beiden. Sein Gesicht war rosig und pausbackig und seltsam verwundbar unter dem Topfhelm. Sie schienen Männer aus einem anderen Jahrhundert zu sein oder einer anderen Welt – die Helme der Steinernen Wächter waren anders, mit einem unbeweglichen Nasenschutz, den man sich andauernd zurechtbiegen musste, weil er sonst drückte; wenn es nicht zwingend nötig war, verzichteten die Steinernen Wächter auf ihre Helme. Nicht nur Lügen und Geheimnisse waren eine Gefahr für die Steinernen. Auch, dass ihre Ausrüstung sich in tausend Jahren nicht geändert hatte, schwächte sie. Die modernen Rapiere waren leichter und schmaler als die Schwerter der Steinernen Wächter, und dabei konnte man noch froh sein, wenn die Widersacher mit blitzendem Stahl angriffen und nicht gleich mit Magie kamen oder Schießpulver – aber wenn es schon an der Moral haperte, kam es auf die Rüstung auch nicht mehr an.

»Ich denke auch, das ist ein Fall für den Hauptmann«, pflichtete ihm der Ältere bei. »Wenn der sieht, was wir hier gefangen haben, wird er sich freuen!«

Lorcan lachte und hoffte, nicht zu erleichtert dabei auszusehen. »Gefangen! Ihr solltet euch mal hören! Als ob ich der schlimmste alle Feinde wäre und ihr mich heldenhaft überwältigt hättet! Macht euch nicht lächerlich.«

Er wusste nicht, ob das Leben einer Burgwache auch nur einen Deut spannender war als sein eigenes. Wer draußen vor dem Tor Wache stehen durfte, bekam sicher das eine oder andere zu sehen, und erst recht, wer den König begleitete, aber im Burginneren Patrouille zu laufen, musste doch ziemlich langweilig sein. Die Männer sehnten sich nach Aufregung und Abwechslung – stattdessen hatten sie Lorcan bekommen.

»Du bist still! Ganz still! Du redest nur noch, wenn wir dich etwas fragen!«